

Mehr als Waschen, Schneiden, Föhnen

Interdisziplinäre Stadtforschung

Herausgegeben von Helmuth Berking, Sybille Frank, Martina Löw
und Dieter Schott

Band 24

Anna Laura Raschke, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für
Soziologie der TU Darmstadt.

Anna Laura Raschke

Mehr als Waschen, Schneiden, Föhnen

Wirtschaftspraktiken im Friseursalon
und die Eigenlogik der Städte

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Zugl.: Berlin, Technische Universität, Diss., 2018 u. d. T. »Die Einzelne und die Anderen. Eigenlogik der Städte anhand lokaler Konventionen und Wirtschaftspraktiken des Friseurwesens«

ISBN 978-3-593-51063-7 Print

ISBN 978-3-593-44154-2 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2019 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Dank	7
Einleitung.....	9
I Stadt und Markt – Eine theoretische Wahlverwandtschaft	
1 Von Städten und Märkten	13
2 Von Märkten und ihren Akteuren.....	77
II Praxis	
1 Handlung und Praxis.....	85
2 Den Markt in der Stadt praktisch erforschen.....	99
III Untersuchungsdesign und Vorgehen	
1 Städte-Sampling, Friseurinnen und Friseure, Wirtschaftspraktiken	101
2 Design und Erhebungsmethoden	106
IV Mehr als Waschen, Schneiden, Föhnen	
1 Hierarchie	111
2 Selbstinszenierung.....	127

3 Fürsorge und Kollegialität	144
------------------------------------	-----

IV Fazit

1 Frankfurt: Alles folgt dem Ideal des Kundenservice	160
--	-----

2 Dortmund: Wir sind doch alle Menschen.....	162
--	-----

3 Glasgow: Das Leben ist schön.....	163
-------------------------------------	-----

4 Birmingham: Arbeit als Selbstverwirklichung	165
---	-----

5 Fazit und Ausblick	166
----------------------------	-----

Tabellen	174
----------------	-----

Literatur	180
-----------------	-----

Dank

Für die Hilfe, Unterstützung, Mitarbeit und Ausdauer danke ich meinen Kolleginnen und Kollegen, meinen Doktormüttern, meinen Freundinnen und Freunden und vor allem meiner Familie.

Einleitung

»You take delight not in a city's seven or seventy wonders,
but in the answer it gives to a question of yours.«

Italo Calvino, Invisible Cities

Städte haben viel gemeinsam; sie sind verdichtete Ansammlungen von Gebäuden und Menschen, sie haben Straßen unterschiedlicher Größe, Parks und Plätze, Straßen oder U-Bahnen, Schulen, Ämter, Wohnhäuser. Aufgrund unserer Erfahrung wissen wir, ob wir uns in einer Stadt aufhalten. Und wir wissen, dass sich Städte unterscheiden, in ihrer Materialität, in der Anordnung der Gebäude, in Größe und Dichte, Klima und Kultur. Dass man sich in Darmstadt und nicht in Offenbach befindet, ist ein körperlich spürbarer Umstand. Offenbach funktioniert einfach anders als Darmstadt, New York ist nicht Wanne-Eickel (Berking 2008). Diese Alltagserfahrung in soziologische Theorie und Forschung zu fassen, ist die Aufgabe der Arbeiten zur Eigenlogik der Städte, in deren Reihen sich auch dieses Buch einfügt.

Es behandelt eine bestimmte Frage: Welche Unterschiede lassen sich im Alltagshandeln von Friseurinnen und Friseuren erkennen und was kann man hieraus aus der Perspektive der Eigenlogik über die jeweilige Stadt lernen? Dass diese Frage so und nicht anders gestellt wurde, hat eine eigene Geschichte. Sie folgt der Erkenntnis, dass Städte ein relevanter Ort der Vergemeinschaftung sind und dass wir, trotz einer langen Tradition der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit ihr (S. 10ff.), noch nicht an der Weisheit letztem Schluss angekommen sind. Die Frage steht auch im Zusammenhang mit einer Neuerung der soziologischen Stadtforschung in Deutschland, der Öffnung für kultursoziologische Betrachtungen und Fragestellungen jenseits von subsumtionslogischen und konkretionslogischen Versuchen. Die Arbeit ist ein Versuch, die Idee der Eigenlogik der Städte empirisch zu probieren (Berking/Löw 2008; Löw 2010; Frank u.a. 2013), wie es auch von ihren Kritikerinnen und Kritikern angeregt wurde (Kemper/Vogelpohl 2011). Dabei widme ich mich in der empirischen Forschung einem konkreten Bereich innerhalb der Städte, nämlich

dem Alltag und alltäglichen, wirtschaftlichen Handeln von Friseurinnen und Frisuren an ihrem Arbeitsplatz im Salon.

Wirtschaftliche Themen machen einen großen Teil der Forschung zur Stadt aus, jedoch sind städtische Themen in der wirtschaftssoziologischen Forschung unterrepräsentiert (S. 72ff.). Der Umstand, dass Märkte und Akteure empirisch in Städten verhaftet sind, wird nicht systematisch beleuchtet. Hier ist die Verbindung der Ökonomie der Konventionen und der Eigenlogik der Städte ein vielversprechender Ansatz, der sowohl neue Erkenntnisse über Städte anhand ihrer Wirtschaftspraktiken verspricht als auch die Möglichkeit bietet, die lokalen Umstände des Wirtschaftens auf städtischer Ebene in die Überlegungen zu Konventionen einzubinden.

Wirtschaft und Markt sind soziale und soziologische Tatsachen (Durkheim 1984), also beobachtbar und sinnvoll. Aus der Marktsoziologie nutze ich für die vorliegende Arbeit den Ansatz der Ökonomie der Konventionen. Mit der Ökonomie der Konventionen ist es möglich, einen praktischen Zugang zum Markt zu erlangen. Sie verbindet den Mikroblick der qualitativen Empirie mit dem abstrakten Handlungsbegriff. Aus der Beobachtung von Praktiken lassen sich Rückschlüsse auf Einstellungen, Überzeugungen und Konventionen ziehen. Die Untersuchung von Praktiken ermöglicht es, die anfangs erwähnte körperliche Alltagserfahrung in wissenschaftlich analysierbare Beobachtungen zu überführen.

Dieses Buch ist das Ergebnis eines Dissertationsvorhabens, das im Rahmen eines Teilprojektes innerhalb eines Forschungsverbundes durchgeführt wurde (S. 96ff.). Das Teilprojekt hatte es sich zum Ziel gesetzt, die Wirtschaftspraktiken von Friseurinnen und Frisuren in bestimmten Städten zu untersuchen. Friseurinnen und Friseure sind ein fruchtbares und passendes Untersuchungsobjekt, um wirtschaftliches Handeln in verschiedenen Städten zu vergleichen. Sie üben ein Handwerk aus, das hinreichend standardisiert ist, um vergleichbar zu sein und gleichzeitig eine schier endlose Palette der Variation bietet, um persönliche Vorzüge, lokale Besonderheiten, nationale Qualitätsvorstellungen und internationale Ansprüche an moderne Dienstleistung umzusetzen. Gleichzeitig ist der Beruf und sind die Salons bisher noch nicht häufig Gegenstand der Forschung gewesen, sodass keine Ermüdung der Beforschten zu befürchten ist.

Die umfangreichen Erkenntnisse aus der empirischen Arbeit in den Friseursalons werden unter der Überschrift »Mehr als Waschen, Schneiden, Föhnen« ab Seite 106 dargelegt. Hier widme ich mich drei thematischen Fokussierungen: Hierarchie, Selbstinszenierung, sowie Fürsorge und

Kollegialität. Diese bilden die Grundlage für meine zusammenfassenden Schlussfolgerungen (S. 153ff.) über die vier Untersuchungsstädte Frankfurt, Dortmund, Glasgow und Birmingham.

Dieses Buch endet mit der Beantwortung der Forschungsfrage (S. 160ff.) und einem Ausblick auf denkbare, mögliche und interessante weitere Forschungen zur Stadt, zur städtischen Wirtschaft und zu Friseurinnen und Frisuren.

I Stadt und Markt – Eine theoretische Wahlverwandtschaft

1 Von Städten und Märkten

Die Auseinandersetzung mit Stadt hat in der Soziologie Tradition. Die Anfänge des Fachs sind eng verknüpft mit der Erfahrung einer Verstädterung. Der gesellschaftliche Wandel, der damit einherging, dass die Bevölkerung vermehrt vom Land in die Stadt zog, machte es möglich und notwendig, sich mit dieser neuen Form der Vergemeinschaftung auseinander zu setzen. Eine Vielzahl von Texten und Ansätzen zu verschiedensten Themen mit städtischem Bezug ist zu finden, z.B. Stadt und Wirtschaft (Weber 1972 [orig. 1922]), Stadt und Planung (Jacobs 1963; Bahrdt 2006 [orig. 1961]), Stadt und Integration (Scott/Soja 1996; Häußermann u.a. 2004). Man kann sagen: »its subject matter is potentially limitless within the general framework of social science.« (Flanagan 1993: 1)

Wie in anderen Themenfeldern bildet sich über die Zeit eine Sammlung an viel zitierten und besprochenen Texten, eine Art Kanon der Stadtsoziologie heraus. Kanon ist hier nicht zu verstehen als unflexible Sammlung von inhaltlich unbestreitbaren Thesen, im Gegenteil: der Kanon ist das Ergebnis der »Reflexion der eigenen Geschichte und Tradition« (Löw/Mathes 2005: 7) innerhalb der Stadtsoziologie. Anhand der Texte lassen sich Denktraditionen beschreiben, die die Wandlungen und Beharrungen innerhalb der Disziplin anschaulich machen. Einige Texte lassen sich gleich für mehrere Teilbereiche der Soziologie als kanonisch verstehen. So ist *Das Kapital* von Karl Marx sowohl ein unabdingbarer Text für die Soziologie als Wissenschaft, als auch für die Stadtsoziologie (die grundlegenden Beobachtungen wurden in der zunehmend verstädterten, sich industrialisierenden Gesellschaft gemacht), die Wirtschaftssoziologie (der Fokus auf Produktivkräfte, Produktion und Mehrwert ist ein wirtschaftlicher) und die soziologische Auseinandersetzung mit Macht (die

Verteilung der Produktivkräfte und die Frage danach, ob diese gerecht verteilt und genutzt sind, ist eine Frage der Herrschaft) (Marx 2014 [orig. 1867]). Die kanonischen Texte kommen nur bedingt aus der Mode, es sind die Texte, auf die man sich bezieht, um seine disziplinäre Glaubwürdigkeit zu untermauern, von denen man sich abgrenzt, um neue Entwicklungen herauszustellen. Auch in der Ausbildung finden diese Texte häufig Anwendung, gelten als die Grundlagentexte, die sowohl als Einstieg in die Disziplin als auch als theoretisch fundierte Erweiterung der Kenntnisse unabdingbar sind. Beinahe notwendigerweise handelt sich bei den kanonischen vor allem um ältere Texte. Es dauert eine gewisse Zeit, bis sich ein Gedanke etablieren kann, bis der wissenschaftliche Diskurs ein Urteil über seine Haltbarkeit und Überzeugungskraft gefällt hat.

Da die vorliegende Arbeit mit der Perspektive der Eigenlogik der Städte in die Forschung geht, ist es sinnvoll, diese als Bezugspunkt der weiteren Ansätze zuerst darzustellen. In der folgenden Auseinandersetzung soll verdeutlicht werden, welche Aspekte der verschiedenen Herangehensweisen für die Eigenlogik der Städte fruchtbar waren und an welchen Punkten sie sich theoretisch und forschungspraktisch unterscheidet.

Die Eigenlogik der Städte

Fokus der Eigenlogik der Städte ist eine »Neuorientierung der Stadtforschung« (Berking 2008: 15), die es möglich machen soll, neu über die Stadt und die Städte nachzudenken. Anstatt Forschung in Städten zu betreiben und daraus vermeintlich Erkenntnisse über einen größeren gesellschaftlichen Zusammenhang ableiten zu können, nimmt man sich vor Städte selbst zu erforschen (ebd.: 7), also zu erkennen, dass die Stadt in der geforscht wird, einen wichtigen Einfluss hat auf die erlangten Ergebnisse. Die zentrale Annahme des Ansatzes lautet: »Die Welt manifestiert sich in jeder Stadt auf je eigene Weise.« (Marent/Richter 2013: 59) Städte wirken demnach strukturbildend und nicht lediglich als lokale Filter und Stätten der Ausdifferenzierung von determinierten Strukturprozessen einer losgelösten Entität (Berking/Löw 2008: 10).

Es können zwei unterschiedliche forschungslogische Ansätze in der Stadtforschung benannt werden: zum einen die Erforschung von gesamtgesellschaftlichen Phänomenen in der Stadt, also eine Forschung, in der die Stadt nicht mehr ist als eine irgendwie reale Laborsituation, eine Verkleinerung der Gesellschaft an der man gesellschaftliche Umstände

untersuchen kann ohne großräumig werden zu müssen (Henri Lefèbvre, Manuel Castells, David Harvey und für Deutschland Hartmut Häußermann, Walter Siebel und Thomas Krämer-Badoni, dazu ab S. 39). Bei diesem Ansatz wird allgemeine Gesellschaftsforschung anhand der Stadt betrieben, die Stadt wird unter die Gesellschaft subsumiert (Frank 2012) und ihre lokalen Wissensbestände sind für die Forschung nicht relevant (Marent/Richter 2013: 61).

Zum anderen gibt es ein großes Interesse an den Vergesellschaftungsprozessen in kleineren Einheiten als der Stadt, im Quartier, im Milieu, in denen »spezifische Orte spezifischer sozialer Gruppen in der Stadt« (Berking 2008: 16) im Fokus stehen. Mit diesem konkretionslogischen Ansatz (Frank 2012) verliert man über die sehr kleinräumige, intensive Betrachtung von Vergesellschaftungsprozessen in der Stadt die Stadt als Ganzes aus dem Blick (Marent/Richter 2013: 61). Zu diesem forschungslogischen Ansatz können viele Untersuchungen der Chicago School (S. 19ff.) und der Urban Anthropology (S. 51ff.) gezählt werden, die bestimmte Gruppen (wie etwa in *Street Corner Society* von William F. Whyte 1993 [orig. 1943]) oder das »Dorf in der Stadt« studieren (Lindner 2000).

Die Eigenlogik-Forschung will beiden bisherigen Perspektiven die Stadt als spezifisches, räumliches Strukturprinzip entgegenstellen (Berking 2008: 19), sie erhebt die Stadt von ihrer Funktion als Forschungskontext zum Forschungsobjekt (Marent/Richter 2013: 61). Die Stadt als Vergemeinschaftungsprinzip kann gewissermaßen als Gegenentwurf zum Nationalstaat gesehen werden. Während der Nationalstaat das Territorium benötigt, um zu existieren und funktioniert, in dem er andere durch Grenzen ausschließt, ist die Grenze, und damit der Ausschluss, nicht das entscheidende Kriterium der Stadt. Vielmehr funktioniert die Stadt über Einschluss und Dichte: in der Stadt wird materiell verdichtet (Menschen und gebaute Umwelt), was die Heterogenität erhöht, somit mehr Vielfalt zulässt und einschließend wirkt. Mit der Eigenlogik werden also Größe, Dichte und Heterogenität (S. 28ff.) betrachtet, jedoch »nicht als Quantitäten [...], sondern einzig in ihren qualitativen Effekten.« (Berking 2008: 20) Der Maßstabswechsel von Mikro zu Meso- zu Makroebene wird aus der eigenlogischen Perspektive zu einer Betrachtung der Art und Weise, wie Dichte sich auf den verschiedenen Maßstabebenen darstellt, sodass es möglich wird Typologien der Stadt als Resultat unterschiedlicher Verdichtungen zu entwerfen (ebd.: 22).

Die Eigenlogik versteht Stadt also als »räumliche Form des vermittelnden Einschlusses, als raumstrukturelle Form der Verdichtung« (ebd.: 22), was es ermöglicht, Fragen nach dem Was, Wie und Wo empirisch anzugehen. Im Vergleich können aus dieser Perspektive heraus die Stadt als Ganzes erforscht und lokalspezifische Modi der Besonderung identifiziert werden, also »jene für uns Alltagsmenschen so fraglos gegebene Gewissheit, dass New York nicht Wanne-Eickel und Eimsbüttel nicht Chicago ist.« (ebd.: 23) Da der Eigenlogikansatz die Stadt als raumstrukturelle Form und als Sinneinheit versteht, kann sie als sozialer Tatbestand (Durkheim, 1984) beforscht werden.

Für die Forschung bedeutet dies, dass nach den Wahrnehmungs-, Gefühls-, Handlungs- und Deutungsschemata gesucht wird, die als »großstädtische Doxa« eine spezifische Stadt ausmachen (Berking 2008: 23). Diese Schemata sind kontextabhängig, und damit stadtspezifisch (Löw 2008: 41). Theoretisch ist die Perspektive der Eigenlogik eng verbunden mit der Sozialphänomenologie (Schütz 1993; Schütz/Luckmann 1975) und der Praxistheorie (S. 79ff.). Es wird gefragt nach den fraglos und unreflektiert präsenten Prinzipien, die Handeln, Urteilen und Bewerten ermöglichen (Berking 2008: 24), danach wie etwas lokalspezifisch gemacht wird. Der konzeptuelle Rahmen wird abgesteckt durch die städtische Doxa auf der einen und den Habitus als praktischer Sinn für den einen Ort (Löw 2008: 42) auf der anderen Seite. Bedeutend ist hier die notwendige Deckungsgleichheit von Praxis und Ort, denn die Doxa einer Stadt (und auch ihre Orthodoxien) lässt sich nicht einfach auf eine andere übertragen. Vielmehr vermittelt sich ein allgegenwärtiger, wenn auch subtiler »sense of one's place« (Berking 2008: 27f.), der den Alltag in einer Stadt strukturiert.

Die Eigenlogik ist somit »jener lokalspezifische Modus der Verdichtung von bebauter Umwelt, Material- und Stoffströmen, symbolischen Universen und institutionellen Ordnungen« (ebd.: 28). Sie ermöglicht eine Soziologie der Stadt. Dabei ist die Eigenlogik als »Arbeitsbegriff« zu verstehen:

»Gemeint ist nicht, dass hinter den dynamischen städtischen Prozessen eine Logik im Sinne einer Gesetzmäßigkeit steckt, sondern Eigenlogik erfasst praxeologisch die verborgenen Strukturen der Städte als vor Ort eingespielte, zumeist stillschweigend wirksame präreflexive Prozesse der Sinnkonstitution (Doxa) und ihrer körperlichkognitiven Einschreibung (Habitus).« (Löw 2008: 42)

Die Annahme ist, dass nicht nur, wie mit Bourdieu erwartet werden kann, Milieu und Geschlecht die Praxisformen beeinflussen, sondern dass inner-

halb einer Stadt spezifische Praxisformen quer hierzu herausgebildet und erforscht werden können (ebd.: 45).

Städte entwickeln sich im Konnex (ebd.: 48), sie sind eingebunden in Vergleiche (lokal, national und global). Daher ist es aus der Perspektive der Eigenlogik sinnvoll, ja notwendig, Städte vergleichend zu erforschen und zwar fall-orientiert und mit der Absicht der Typenbildung (ebd.: 48f.). Neben dem Städtevergleich ist methodisch vielversprechend die Suche nach Homologien und Anschlüssen bzw. Brüchen in der kumulativen Textur der Stadt (Marent/Richter 2013).

Diesen neuen Ansatz der Stadtforschung macht sich auch die vorliegende Arbeit zu eigen. Sie wendet die Perspektive der Eigenlogik an und ergründet so, welche Erkenntnisse über die Stadt erlangt werden können aus der Betrachtung und Analyse lokaler Wirtschaftspraktiken. Im Folgenden werden andere Ansätze in der Stadtforschung dargestellt, auf denen die Eigenlogik der Städte basiert oder von denen sie sich abgrenzt. Diese Einordnung in den Kanon soll verdeutlichen, wie vielversprechend die Perspektive der Eigenlogik der Städte für die soziologische Stadtforschung sein kann.

Die Anfänge

Die ersten stadtsoziologischen Beschreibungen und Überlegungen bestanden aus Bemühungen, den aufkommenden Kapitalismus zu verstehen und seine Folgen zu erkennen. Je mehr sich der Kapitalismus als Gesellschaftsform etablierte, desto mehr rückte die Stadt selbst in den Fokus (Krämer-Badoni 1991: 4). Bedeutend sind hierbei Friedrich Engels und Karl Marx, die die Stadt als Ort der Produktivkraftentwicklung und der Bildung des Proletariats zwar erkennen, sich ihr aber nicht systematisch widmen. Die Veränderungsprozesse, die der Kapitalismus in der Gesellschaft anstößt, hatten eine Veränderung des Verhältnisses von Stadt und Land zur Folge, die Marx als »Unterwerfung des Landes durch die Stadt« (ebd.: 5) beschreibt. In den Städten materialisiert sich der Kapitalismus, sowohl in der sichtbaren Anhäufung von Reichtum und Industrie als auch in der Verelendung der Arbeiter. Es geht also hier um eine gesellschaftliche, nicht um eine städtische Entwicklung. Da sich aber die Auswirkungen des Kapitalismus in den Städten konzentrieren und verdichten, erwarten Marx und Engels hier den Ursprung der proletarischen Revolution. Wenn sich Marx und Engels auch nicht der Stadt widmen, ihr

keine wichtige Rolle innerhalb ihrer Theoriebildung zuschreiben, so stammt doch eine erste und weiterhin wirksame Beschreibung städtischer Lebensumstände von Engels aus dieser Zeit: *Die Lage der arbeitenden Klasse in England* (Engels 1845).

Friedrich Engels und die Arbeiter in England

Auch wenn Rolf Lindner den Anfang der Stadtsoziologie bei Henry Mayhew und Charles Booth im England unter Königin Viktoria setzt (Lindner 2004), beginnen die Referenzen in den meisten Lehrbüchern bei Friedrich Engels. Seine Beschreibung der Zustände in den aufstrebenden Industriestädten Englands (Engels 1845) ist nicht nur eine Grundlage für die späteren kapitalismuskritischen und vor allem politischen Werke, sondern auch eine erschütternde Zeichnung des Charakters städtischer Vergemeinschaftung zu dieser Zeit. Ähnlich wie Simmel (Simmel 1984 [orig. 1903]) es später tun sollte, beschreibt Engels die Interaktionen zwischen Menschen in der Großstadt als unpersönlich und gefühllos, im Gegensatz zu Simmel prangert er diese Umstände jedoch an:

»Überall barbarische Gleichgültigkeit, egoistische Härte auf der einen und namenloses Elend auf der andern Seite, überall sozialer Krieg, das Haus jedes einzelnen im Belagerungszustand, überall gegenseitige Plünderung unter dem Schutz des Gesetzes, und das alles so unverschämt, so offenerzig, daß man vor den Konsequenzen unseres gesellschaftlichen Zustandes, wie sie hier unverhüllt auftreten, erschrickt und sich über nichts wundert als darüber, daß das ganze tolle Treiben überhaupt noch zusammenhält.« (Engels 1845: 37f.)

Die Lebensumstände der Arbeiter werden von Engels im Detail dargelegt, von Wohnungsgrößen und Kinderzahl über Einkommen und Arbeitsbelastung. Engels empfindet die Zustände als menschenunwürdig und sieht sie als negative Seite der imposanten industriellen Entwicklung, die die englischen Städte seit Erfindung der Dampfmaschine durchgemacht haben (ebd.: 36ff.). Man kann die Empörung spüren, wenn Engels von Mord, Hunger, Hungertoten, bitterster Armut und Besitzlosigkeit schreibt. Es überkommt ihn ein gerechter Zorn auf diejenigen, die er für die Verursacher all des Elends hält: die Bourgeoisie und das Besitzbürgertum. Dass Menschen unverschuldet in Not geraten, weckt seine Wut besonders. Engels widmet sich nach der Zustandsbeschreibung vor allem der Analyse der wirtschaftlichen Verhältnisse, die zum Elend der Arbeiter führen. Die

Städte, in denen er das Leben der Arbeiter beobachtet hat, nimmt er nur als Beispiele, nicht als Gegenstand seiner Überlegungen.

Seine Beobachtungen von ärmlichsten Behausungen, überfüllten Unterkünften und größter Verelendung fanden zwar in Städten statt, die Industrialisierung und fortschreitende Arbeitsteilung war ein städtisches Phänomen. Dennoch fällt es schwer, hierin bereits Ansätze einer Soziologie oder gar der Stadtsoziologie zu sehen. Engels formuliert eine Kampfschrift, die den Arbeitern in den Städten gewidmet ist und wohl vor allem ihrer Politisierung dienen sollte (ebd.: 4). Die Klassifizierungen der einzelnen Arbeitertypen und die Konzentration auf die körperliche, wirtschaftliche und kulturelle Not des Industrieproletariats sprechen doch eher für eine Zuordnung des Textes zu politischen Streitschriften. Es lassen sich die späteren marxistischen Begriffe (Proletariat, Bourgeoisie, Industrieproletariat, Klasse) finden, der Wunsch nach politischer Erweckung der Arbeiterklasse ist bereits deutlich zu spüren (besonders ebd.: 120ff.). Engels will aufrütteln und anprangern, ein Bewusstsein für das Elend der Menschen schaffen und politische Veränderungen hervorrufen, er beschäftigt sich nicht mit einer näheren Definition des Gegenstandes Stadt.

Friedrich Engels kann also schwerlich als Stadtsoziologe bezeichnet werden, dennoch hat er die Soziologie für eine bestimmte Ausprägung des Kapitalismus sensibilisiert: die Not, die durch diese spezielle Form des Wirtschaftens erzeugt wird. Zwar porträtiert er die Stadt nicht als eigene soziale Form, dennoch erkennt er ihre Bedeutung als Ort der Produktivkraft-entwicklung und hebt sie so als Untersuchungsort hervor. Direkte theoretische oder begriffliche Bezüge lassen sich daher zwischen Engels und der Eigenlogik der Städte nicht herstellen, für die Stadtsoziologie war er jedoch grundlegend in seiner Darstellung der Stadt als Ort der Vergemeinschaftung und ihrer wirtschaftlichen Umstände als Objekt einer soziologischen Untersuchung.

Max Weber und die Wirtschaft

Max Weber widmete sich der Stadt bereits als eigenem Gegenstand (Weber 1972 [orig. 1922]). Sein programmatischer Text *Die Stadt* findet sich als Kapitel unter der Sammelüberschrift »Typen der Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung« und widmet sich neben der Begriffsbestimmung vor allem der Rolle der Stadt in unterschiedlichen, historischen Gesellschaftsformen. In der Begriffsbestimmung nähert sich Weber der Stadt aus

verschiedenen Perspektiven. Er beschreibt, welche Eigenschaften eine Stadt haben muss und zeigt an Beispielen, wie wenig sinnvoll einzelne Merkmale sind (z.B. Größe oder Wirtschaftsorientierung). Zentral an Städten ist für Weber, dass hier ein regelmäßiger Güteraustausch am Ort der Siedlung stattfindet, also ein Markt (ebd.: 514), wobei nicht jeder Markttort auch eine Stadt ist:

»Wir wollen von »Stadt« im ökonomischen Sinn erst da sprechen, wo die ortsansässige Bevölkerung einen ökonomisch wesentlichen Teil ihres Alltagsbedarfs auf dem örtlichen Markt befriedigt, und zwar zu einem wesentlichen Teil durch Erzeugnisse, welche die ortsansässige und die Bevölkerung des nächsten Umlandes für den Absatz auf dem Markt erzeugt oder sonst erworben hat. [...] die Stadt (im hier gebrauchten Sinn des Wortes) ist Marktansiedlung« (ebd.: 514, Hervorhebungen im Original).

Weber begründet dieses Merkmal mit historischen Belegen, in denen verschiedene Marktsiedlungen in verschiedenen Herrschaftsformen und verschiedenen Epochen als Stadt verstanden werden können. Schon in diesem frühen Versuch einer Definition von Stadt für den soziologischen Gebrauch zeigt sich, dass »cities as enormously complex vortexes of multistranded causes and effects, apparantly defy useful definition: there is simply too much to consider.« (Flanagan 1993: 1)

Anstatt eine allgemeine Definition der Stadt zu liefern, formuliert Weber verschiedene Typen von Städten: z.B. Fürstenstadt und Rentnerstadt; Händlerstadt und Gewerbestadt; Konsumentenstadt (z.B. »Pensionopolis Wiesbaden«), Produzentenstadt (z.B. das industrielle Essen) (Weber 1972 [orig. 1922]: 515). Sie alle entwickelt er als Dichotomien anhand der örtlichen Wirtschaft, woher die Kaufkraft kommt oder worauf der örtliche Markt oder die örtliche Produktion ausgerichtet ist. Da sie idealtypisch konstruiert sind, finden sich in der Empirie Mischformen und unterschiedliche Ausprägungen, die auch Weber immer wieder zitiert.

So sehr die Typenbestimmung der Stadt an die Wirtschaft anknüpft, so deutlich macht Weber, »daß die bloße Tatsache des zusammengedrängten Wohnens von Händlern und Gewerbetreibenden und die regelmäßige Deckung von Alltagsbedürfnissen auf dem Markt allein den Begriff der »Stadt« nicht erschöpfen« (ebd.: 517), wichtig ist für ihn weiterhin, dass sich ein »Wirtschaftsverband« etabliert.

Neben den wirtschaftlichen Bezügen, die eine Stadt definieren, macht Weber die politischen stark (ebd.: 518). In der Geschichte macht Weber die Befestigung einer Siedlung als ein grundlegendes (wenn auch nicht